

Leseprobe aus:

Max Goldt

Ein Buch namens Zimbo



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Die Schöneberger Gräberin

ALS ich an einem sonnigen Herbsttag das Bedürfnis verspürte, mich ein, zwei Stunden an der frischen Luft aufzuhalten, verfiel ich auf die Idee, mir einmal die Grabstätte der Gebrüder Grimm auf dem Alten St.-Matthäus-Kirchhof in Berlin-Schöneberg anzusehen, und zwar aus dem einfachen Grunde, daß ich schon so viele Jahre in dieser Stadt gelebt und mir noch nie die Grimmsche Begräbnisstätte angesehen habe. Schließlich kann man nicht immer nur den eigenen Block umrunden, wenn einen die Sonne ins Freie lockt, d. h., man kann natürlich schon! Nicht wenige Hundehalter tun ja genau das: immer um den Block rum, immer wieder um den Block rum – ich bekäme die Brummkreiselkrankheit, hätte ich einen Hund. Andere lassen ihre Hunde freilich auch in Parkanlagen herumrasen, welche dadurch für Nichthundehalter, die der städtischen Hektik für einen Moment entfliehen wollen, quasi unbenutzbar werden – aber das ist halb so schlimm, gibt es doch in Berlin die vielen herrlichen historischen Friedhöfe, auf denen man in zivilisiertester Ruhe seine kontemplativen Gänge antreten kann.

Grundsätzlich allerdings sind Friedhöfe für solche Zwecke nicht überall gleichermaßen gut geeignet. Vor kurzem besuchte ich etwa in einer niederbayrischen Kleinstadt einen ganz fürchterlichen Friedhof. Fürch-

terlich schon deshalb, weil dort der Brauch gepflegt wird, Grabsteine mit Fotos der Verblichenen zu versehen. Man kann sich kaum ausmalen, mit was für Fotos. Zwar läßt sich von einem simplen Landmenschen nicht erwarten, daß er für sein Grabsteinfoto einen internationalen Starfotografen beauftragt, doch er könnte doch wenigstens beizeiten in seiner kleinen Fußgängerzone zum Fotoladen gehen und sich einigermaßen repräsentativ in Szene setzen lassen. Macht aber keiner! Statt dessen lassen sie, wenn es zu spät ist, ihre Angehörigen in der Schublade wühlen. «Hier ist ein Bild, wo der Theresia der Mund offensteht, und hier ist eines, auf dem sie die Augen zuhat. Welches tun wir auf den Grabstein? Ach, ich sehe, hier ist noch ein drittes, wo sie die Augen zu und den Mund offenstehen hat! Damit sollte allen Bedürfnissen Rechnung getragen sein.» Angenehme Gänge lassen sich auf einem Friedhof, wo man allseits von ungeschönten Privatfoto-Kreaturen angegaßt wird, nicht unternehmen. Man fühlt sich wie in einem Mahnpark der Indiskretion, in dem rohe, undankbare Nachfahren ihre offensichtlich nicht ohne Grund so genannte «buckelige Verwandtschaft» zur Schau stellen. Ein Ort, an dem man nichts zu suchen hat und den man rasch verlassen sollte.

Viel angenehmer ist es auf dem Alten St.-Matthäus-Kirchhof, auf dem sich ein lustiges Friedhofscafé befindet, dessen bloße Existenz vielen als «schrill» gilt, weshalb es auch in Reiseführern namens «Berlin von

hinten» aufgeführt wird. Der Berliner Bezirk Schöneberg blickt auf eine lange und gute Tradition zurück, was die Beherbergung und Unterhaltung sexuell von der Norm abweichender Menschen anbetrifft, d. h., er hat insbesondere in der Zeit vor dem Mauerfall eine gewisse gesamtwestdeutsche Sammelbeckenfunktion innegehabt. Auf dem St.-Matthäus-Kirchhof liegt deshalb die eine oder andere der sogenannten «Politschwestern» begraben, die im West-Berlin der achtziger Jahre als Aktivistinnen tätig waren. Ich bemerke gerade, wie historisch selbst schon der Begriff «Politschwestern» klingt.

Jüngere Menschen nehmen vermutlich an, das seien feministische Kämpferinnen gewesen. Nein, so bezeichneten einander Männer, die sich, teils häufig, teils nur hin und wieder, teils zum Zweck der emanzipatorischen Provokation, teils aus schlichter Freude an der Grellheit, in Frauenkleider steckten, ohne unbedingt tatsächliche transvestitische Neigungen zu haben. Oder waren das die «Fummeltrinen», und «Politschwestern» nannten sich die, welche lediglich den homosexuellen Zweig der links-alternativen Bewegung darstellten? Es ist so lange her – ich weiß es gar nicht mehr genau. Auf jeden Fall: Der St.-Matthäus-Kirchhof ist ein Ort mit einem gewissen, nunmehr schon ziemlich nostalgischen schwul-alternativen Touch und auch eine Stätte der Aids-Solidarität. Einen «Szene-Friedhof» muß man ihn deshalb noch lange nicht nennen; sein eigentlicher claim to fame sind einige gründerzeitliche Prachtgrüf-

te von Bankiers- und Industriellenfamilien sowie die Grabmale mehrerer Berühmtheiten.

Wie ich nun also auf der Suche nach der Grimmschen Ruhestätte über das Anwesen streifte, wurde meine Aufmerksamkeit von einer eigenartigen Person angezogen, die sich hektisch und, wie mir schien, sogar ein wenig wütend mit einem Spaten an einer Grabstelle zu schaffen machte. Es handelte sich ganz offensichtlich nicht um einen Friedhofsmitarbeiter. Über die Geschlechtszugehörigkeit der grabenden, etwa sechzigjährigen, großen und kräftigen Person war ich mir durchaus unsicher; zwar hatte sie auf dem Kopf nichts als einen schütterten Altherrenhaarkranz, doch gebot sie auch über ein Paar üppiger Brüste. Man mag – und sollte sogar! – einwenden, daß es vollkommen unangebracht ist, sich über die Brüste von Friedhofsbesuchern zu äußern. Diese Auffassung teile ich uneingeschränkt. Man muß mir glauben, daß ich nicht zu den Leuten gehöre, die auf Friedhöfe gehen, um sich erotische Anregungen zu verschaffen. Dennoch war es in dieser speziellen Situation fast unmöglich, das Körperliche unbemerkt zu lassen, denn die Person, ich nenne sie von nun an einfach Frau, war mit nichts als einem knielangen Jeansrock bekleidet. Jeansjacke, Bluse und BH hatte sie recht ordentlich auf dem Grabstein der von ihr beackerten Parzelle abgelegt.

Ich kenne Leute, die keine Scheu gehabt hätten, auf die Gräberin zuzugehen und zu fragen: «Entschuldigung, würden Sie mir wohl die Frage erlauben, warum

Sie hier ‹oben ohne› herumgraben?», war allerdings froh, daß ich diese scheulosen Leute in jenem Moment nicht bei mir hatte, denn ich glaube, die Frau hätte nicht sehr nett reagiert. Sie machte einen ganz und gar unzugänglichen, ja explosiven Eindruck. Einige Minuten schlich ich in einem Abstand von etwa zehn Metern um mein Erlebnis herum und versuchte unauffällig, also aus der Hüfte heraus, ein paar Fotos zu machen, die jedoch samt und sonders nichts geworden sind. Ich überlegte, ob es nicht meine Pflicht wäre, jemanden zu benachrichtigen. Es kann doch nicht einfach jede verwirrte Transgender-Exhibitionistin Knochen ausgraben und mit nach Hause nehmen! Womöglich sind es ja die Knochen der Gebrüder Grimm, die das Weib an gierige japanische Germanisten zu verkaufen beabsichtigt? Aber an wen sich wenden? Wen alarmieren? Die Polizei? Was für Reaktionen würde einer ernten, der ins Telefon krächte: «Kommen Sie schnell! Da ist eine Rentnerin, die barbusig – und das heißt ja wohl: ohne offiziellen Auftrag – die Gebrüder Grimm exhumiert!» Hätte ich hingegen jemanden von der Friedhofsverwaltung angesprochen, wäre mir vielleicht erwidert worden: «Na, hören Sie mal! Schöneberg blickt auf eine uralte Tradition der Toleranz zurück! Haben Sie damit etwa ein Problem?»

Ich sagte also niemandem Bescheid, setzte mich statt dessen in das als «schrill» bekannte Friedhofscafé, bestellte ein Stück Kuchen und machte mir beschwichtigende Gedanken:

So ist das eben, wenn man nicht in Klein-Kleckers-

dorf wohnt! In einer Großstadt kommt man gar nicht umhin, dieses oder jenes zu erleben! Wer das nicht aushält, soll halt immerfort um sein Carré kreisen wie so ein lebendig entschlafener Hundehalter! Soll man wegen jedem Kinkerlitzchen Zeter und Mordio schreien? Und überhaupt: Knochen! An Knochen besteht ja wohl kein Mangel auf der Welt. Ist doch eigentlich egal, ob sie friedlich zerbröseln oder japanischen Deutschlandliebhabern als Bürodekoration dienen. Die Gebrüder Grimm jedenfalls werden auch bei allerheftigst gestörter Totenruhe allein schon durch die Kraft ihres Werkes immer überleben.

Der Kuchen schmeckte alles andere als übelst. Im übrigen mußte jedem, der von der Dramatik seiner Phantasien auch mal wieder Abstand nehmen kann, klar sein, daß es nicht die Grimmsche Ruhestätte gewesen sein *konnte*, in welche die Barbusige so verbissen ihren Spaten stach, denn der Grabstein, auf dem sie den BH abgelegt hatte, war einer jener abgerundeten Marmorhomben, die heute Standard sind.

Vermutlich war die Frau bei der Neubepflanzung irgendeines höchst privaten Grabes ins Schwitzen gekommen, und sie nahm an, es gucke gerade keiner. Hätte ich aber, nur weil sie dachte, es gucke keiner, tatsächlich nicht hingucken sollen? Nein, denn wenn man wegschaut, gibt es nur wieder einen Haufen Talkshows, deren Teilnehmer sich nicht entblöden, die Frage aufzuwerfen, ob wir eine Gesellschaft des Wegschauens

oder eine des Hinschauens sind, und das zwanghafte Aufwerfen dieser dummen Frage sollte man doch, wenn man die Kraft dazu findet, hin und wieder frech vereiteln.

Im Visier von Pakistan und Texas

DIE zur Zeit dominierende veröffentlichte Meinung lautet, das mit dem Bloggen sei «so 'n bißchen vorbei», die Blog-Blase sei zwar noch nicht ganz geplatzt, aber schon so gut wie, was ich nicht glaube. Immerhin muß man jetzt nicht mehr so viele Zeitungsartikel über das Bloggen lesen wie noch vor ein, zwei Jahren und wird mit affigen Ausdrücken wie «Blogosphäre» verschont. Im Gegensatz zu journalistischen Texten über das Bloggen habe ich den einen oder anderen Blog immer recht gern gelesen. Ich möchte mir erlauben, im Verlauf der folgenden Zeilen auf mein liebstes Netztagebuch hinzuweisen; es heißt «German Joys» und wird von einem Ausländer verfaßt, den es beruflich nach Düsseldorf verschlagen hat. Um was für eine Art von Ausländer es sich genau handelt, dazu später.

Was Expatriats über Deutsches zu sagen haben, ist im Prinzip immer interessant. Zwar lügen sie meist, aus Höflichkeit, und bisweilen sind sie auch dumm und kriegen nicht viel mit, aber einige sind klug und bemerken die richtigen Dinge. Vor kurzem war von einem pakistanischen Ethnologen zu lesen, der Deutschland zum Gegenstand seiner Forschung erkoren hat. Ihm ist z. B. aufgefallen, daß Deutsche einander oft knapp und wenig herzlich begrüßen, für die Verabschiedung dafür um so länger benötigen. Vom knappen Begrüßen

ausgenommen seien lediglich Hunde. Er berichtet von Hausbesuchen, in denen Frauen sich auf den Teppich knieten, um den Hund des Gastgebers zu umarmen und ausgiebig zu massieren. Hin und wieder würden diese Hundebegrüßungen in minutenlange Balgereien ausarten.

Man kann nun nicht sagen, daß der Ethnologe lediglich einen kuriosen Einzelfall beschrieben hat. Jeder, der einigermaßen umfängliche soziale Kontakte pflegt, wird ähnlichen häuslichen Szenen schon beigewohnt haben. Trotzdem ist es eine unbehagliche Vorstellung, daß der Wissenschaftler jetzt evtl. in pakistanischen Talkshows sitzt und verlauten läßt, Deutsche würden sich dadurch auszeichnen, daß sie sich mit Hunden auf der Auslegeware wälzten. Schließlich gibt es nur in elf Prozent der hiesigen Haushalte einen Hund. Die Bewohner der übrigen 89 Prozent haben sich allerdings fast ausnahmslos Duldsamkeit gegenüber den Hundehaltern auferlegt, und selbst diejenigen, die ausschweifende Hundebegrüßungen für befremdlich halten, üben, vermutlich aus Angst, angeschrien zu werden, niemals Kritik, sondern pflegen solche Vorkommnisse mit angestrenzter Gnädigkeit zu belächeln. Das Gewälze mit Hunden, mehr von Frauen als von Männern ausgeübt, erklärt sich zum Teil aus unseren «praktischen» Bekleidungsbräuchen: Deutsche Frauen tragen zumeist amerikanische Arbeiterhosen (Jeans) und modifizierte Männerunterhemden (T-Shirts), die zum handfesten Begrüßen von fettigen Tieren mehr einladen als zum

Beispiel ein Dior-Kostüm. Daß sich gar eine Pakistane-
rin in einem kunstvoll gewickelten Sari auf dem Fußbo-
den körperlichen Spielen mit einem Hund hingibt, ist
völlig unvorstellbar. Wenn man es sich trotzdem vor-
stellt, sieht man nämlich eine ausgewickelte Dame, und
es entspricht zwar europäischen Gepflogenheiten, sich
ausgewickelte Damen vorzustellen, aber wahrschein-
lich nicht traditionell pakistanischen.

Ziemlich schockiert war der Ethnologe übrigens über
eine deutsche Bekannte, die er zum Abendessen in sei-
ne Wohnung einbestellt hatte – ob als Forschungsobjekt
oder um sie auszuwickeln, ist diskreterweise nicht über-
liefert; man kann vermuten, daß sich bei einem Völker-
forscher wissenschaftliche und private Interessen mit-
unter vermengen. Schockiert war er zunächst, weil die
Dame ihren Hund zum Dinner mitbrachte, schließlich
noch mehr, weil sie einen Topf mit Speiseresten unter
den Tisch stellte, wo sich ihr haariger Begleiter ge-
räuschvoll des Inhalts bemächtigte. Nachdem die Dame
sich verabschiedet hatte, warf der Ethnologe den Topf in
den Müll. Wir Deutschen sollten so freundlich sein zu
hoffen, daß es kein allzu teurer Topf war.

Über die in der Tat bemerkenswerte Bereitschaft,
Hunden einen Status als nicht nur ebenbürtigen, son-
dern privilegierten Familienmitgliedern zu gewähren,
schreibt Andrew Hammel allerdings nichts, vielleicht
weil es in seinem Heimatland USA nicht viel anders ist.
Andrew Hammel also ist der Name des Betreibers mei-

nes Lieblingsblogs, der, wie gesagt, «German Joys» heißt und herrliches Lehrmaterial bietet für des Englischen kundige Deutsche, die ihre Heimat zur Abwechslung gern mit den Augen eines intelligenten Außenstehenden mit beeindruckend breit gefächertem Interesse betrachten wollen. Hammel ist Texaner und, soweit ich es verstanden habe, seit einigen Jahren als Jurist an der Universität Düsseldorf tätig, Interessenschwerpunkt: Todesstrafe. Damit hier nichts mißverstanden wird: Er setzt sich gegen die Todesstrafe ein. Verblüffend ist es, daß er trotz Berufstätigkeit und eines regen Reiselebens Muße findet, ein so regelmäßiges und ausführliches öffentliches Diarium zu schreiben, und das auch noch in bestens gebauten Sätzen ohne modische Sprachaloprien und sogar fast ohne Tippfehler. Offenbar gehört er zu den beneidenswerten Autoren, die druckreif denken können und nicht nach jedem Satz erst einmal zehn Minuten rauchend und zweifelnd in der Wohnung auf ab und ab gehen müssen. Auf Privates und redundanten Meinungsaufluß über Sport ist er liebenswürdig genug, ganz zu verzichten, statt dessen gibt es allerlei Gewitztes über Politik, Kultur, Wissenschaft und das, was man in der inzwischen stark abgenutzten Kategorie «Alltag» zusammenfaßt, sowie dienliche Rubriken wie «German word of the month». Eines lautete «Sargzwang». Davon hatte ich noch nie gehört, doch als Hammel-Leser erfuhr ich, daß er in einigen Bundesländern kürzlich aufgehoben worden sei, der Sargzwang, was vor allem für Muslime von Belang ist, die ihre Verblichenen lieber in

Tücher wickeln, als sie in Holzkisten zu legen. Ich bin übrigens ein stiller Förderer unseres deutschen Sargzwanges, und ich bitte alle Menschen in Bayern, wo die gemütliche Bestimmung noch in Kraft ist, Hand in Hand mit den Sargtischlern, die doch auch weiterhin ihrem soliden und ehrbaren Handwerk nachgehen dürfen sollten, für die Beibehaltung des bayrischen Sargzwanges zu demonstrieren.

Dank gebührt Hammel auch für die Bewertung eines allgemein geläufigen, extrem ermüdenden Rituals, das ich aber nie als für Deutschland charakteristisch empfunden habe. Nach Ansicht von Hammel ist es aber typisch deutsch. Es geht um das, was man «öffentliche Debatte» nennt. Eine Person des öffentlichen Lebens, meist ein Politiker, nennen wir ihn Politiker A, sagt irgendwas, vielleicht nur bei einer Hinterzimmerversammlung eines Ortsvereins, aber es gerät an die Öffentlichkeit. Darauf meldet sich Politiker B zu Wort. Er sagt, was A gesagt habe, sei unerträglich und A daher als Person ebenfalls untragbar. Am nächsten Tag legt Politiker C nach und sagt, was A gesagt habe, sei ein beispielloser Zynismus gewesen, die einzige mögliche Konsequenz sei ein Rücktritt. Nun springt Politiker D seinem Kollegen A zur Seite und sagt, B und C würden ein sensibles Thema zu Wahlkampfzwecken mißbrauchen. Worauf sich der Bundespräsident einmischt und sagt, die Diskussion habe einen Verlauf genommen, mit dem niemand glücklich sein könne, der ein Interesse an einer

sachlichen Auseinandersetzung habe. Politiker D meint darauf, der Bundespräsident solle sich mit solchen Bewertungen lieber zurückhalten. Sonst beschädige er sein Amt. Die Bundeskanzlerin weist nun Politiker D darauf hin, daß es kein guter Stil sei, den Bundespräsidenten zu maßregeln. So geht das eine gute Weile hin und her, und Zeitungen sämtlicher Güte drucken den sinnlosen Staatsklatsch wie einen Fortsetzungsroman. Nach einer Woche bricht der Roman jedoch abrupt ab, aber nicht, weil die Akteure sich allmählich lächerlich vor kommen – nein, nein, die Debatte endet, weil irgendein anderer an anderer Stelle etwas anderes gesagt hat, was ebenfalls als ungeheuerliche Entgleisung empfunden wird, so daß das gleiche Ritual mit verändertem Personal sich von vorn abspult, und sollte einmal eine Woche verstreichen, in der kein Politiker etwas «absolut Unerträgliches» sagt, wird sicher ein Bischof oder sonstwer einspringen. Welchem Zweck soll die von den Medien akribisch betriebene Dokumentation von buchstäblich jeder dieser reflexartig betriebenen, mittlerweile völlig automatisierten Etüden des Hin- und- Herkeifens bloß dienen? Es ist zu befürchten, daß es Leute gibt, die ein Desinteresse an diesem Gequassel mit Politikverdrossenheit verwechseln. Also werden wir wohl nie einen Politiker B erleben, der vor die Mikrophone tritt und spricht: «Kollege A hat zwar gerade etwas Übereifriges oder Blödes gesagt, das man nicht in Stein meißeln sollte, aber wen sollte das bekümmern, schließlich ist auch nicht alles, was ich so daherrede, durchweg erste Sahne.»